

MISZELLE

Manfred Wichmann

Be-Greifbare Zeitgeschichte vor Ort. Zur Gedenkkultur und Erhaltung historischer Gebäude in Kleinstädten am Beispiel der Cohn- Scheune in Rotenburg

Am 19. September 2010 weihten der Kantor der Jüdischen Gemeinde Bremen, Avraham Serf, und die 90-jährige Hildegard Jacobsohn geb. Cohn in der niedersächsischen Kreisstadt Rotenburg die wieder aufgebaute Cohn-Scheune mit der neuen Dauerausstellung „Jüdisches Leben in Rotenburg“ ein. Der Festakt fand unter großer Anteilnahme der Bevölkerung statt und war letztlich das Ergebnis eines über 10-jährigen bürgerlichen Engagements, aber auch von erinnerungspolitischen Kontroversen in der Kreisstadt. Vielfältiger persönlicher Einsatz hatte den fachgerechten Ab- und Wiederaufbau eines 180 Jahre alten Fachwerkgebäudes sowie das Einwerben von über 300.000 Euro an Spendengeldern ermöglicht, um damit das letzte Gebäude einer jüdischen Familie vor Ort zu retten und als neue Kulturinstitution und Museum wiedererstehen zu lassen. Die multimediale Ausstellung dokumentiert erstmals umfassend die fast 200-jährige Geschichte der jüdischen Landgemeinde in Rotenburg. Seit ihrer Eröffnung hat die Cohn-Scheune bereits über 2.000 Besucher angezogen und ist nicht nur zu einer anerkannten Kulturinstitution, sondern auch zum bestbesuchten Museum in der nahen Region um Rotenburg geworden.¹

Diese letztendliche Erfolgsgeschichte ist aber keineswegs eine geradlinige Entwicklung gewesen, sondern gehört zu einer komplizierten und kontroversen Erinnerungskultur der letzten drei Jahrzehnte in einer niedersächsischen Kleinstadt. Daher sollen im Folgenden die verschiedenen und teils gegensätzlichen Stränge der Auseinandersetzung mit der eigenen lokalen Zeitgeschichte in ihren Grundzügen nachgezeichnet werden, um die Diskurse und Ziele der verschiedenen Akteure in der Gedenkkultur differenzieren zu können.

Wie gegensätzlich die Positionen in Bezug auf die öffentliche Gedenkkultur in Rotenburg noch in den 1980er Jahren waren, spiegelte sich in den Konflikten um die Errichtung eines Mahnmals an die Opfer der NS-Zeit wider: Schon im Vorfeld löste das in der Fußgängerzone geplante Projekt heftige Diskussionen aus, welche in der örtlichen Presse ihre Fortsetzung in Form von Kommentaren, Leserbriefen und Interviews fand. Weil der Antrag von einem DKP-Ratsmitglied kam, war die Diskussionsrichtung der Gegner durch eine Haltung geprägt, die den Terror des NS-Staates in Bezug zu dem diktatorischen Herrschaftssystem der DDR setzte und eine Erinnerung an die Opfer beider Systeme verlangte. Nur gegen den Widerstand der

¹ Vgl. die Artikel Wibke Woyke: „Jüdisches Leben an der Wümme“, in: *Jüdische Allgemeine* vom 26. Juli 2012; „Cohn-Scheune: Vorstand bestätigt“, in: *Rotenburger Rundschau* vom 5. September 2012.

Opposition im Stadtrat konnte das Mahnmal 1989 schließlich errichtet und eingeweiht werden.²

Diesem Mahnmalstreit ging eine jahrelange Kontroverse um das Schicksal der während der NS-Zeit in Rotenburg lebenden Juden voraus. Von der in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts blühenden Jüdischen Gemeinde in der Stadt³ war 1933 nur noch eine jüdische Familie verblieben, nämlich die angesehene Familie Cohn mit einer über Generationen betriebenen Textilhandlung, zu der als Wirtschaftsgebäude die heute so genannte Cohn-Scheune gehörte.⁴

Wie in vielen Gemeinden Deutschlands gab es auch in Rotenburg in den 1980er Jahren ein von Privatpersonen und Geschichtsvereinen getragenes Interesse, die Schicksale der NS-Opfer im eigenen Heimatort aufzuklären und zu dokumentieren. Erst in diesem Zusammenhang konnte auf Betreiben von Mitgliedern der *Sozialistischen Deutschen Arbeiterjugend (SDAJ)* und der *Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes – Bund der Antifaschistinnen und Antifaschisten (VVN/BdA)* sowie durch Unterstützung von Lokalhistorikern nachgewiesen werden, dass die Familie Cohn noch bis 1939 in Rotenburg lebte und der Verfolgung ausgesetzt war.⁵ Des Weiteren wurde nun bekannt, dass das Ehepaar Hermann und Gertrud Cohn 1943 in Auschwitz ermordet worden war,⁶ während ihre beiden Töchter durch Emigration ihr Leben retten konnten, sich aber nie mehr wiedersehen.⁷ Noch bis 1988 hatten Vertreter der Stadt die unbelegte Ansicht vertreten, die Familie Cohn sei bereits 1929 ausgewandert und dementsprechend habe es keine NS-Verfolgung in der Kreisstadt gegeben.⁸

Dies war umso bemerkenswerter, da sich zur gleichen Zeit auch die damaligen Rotenburger Anstalten der Inneren Mission, eine der größten Einrichtungen für Menschen mit Behinderung in Norddeutschland und eine stadtprägende Institution, erstmals mit den Opfern unter ihren Bewohnern während der NS-Zeit kritisch auseinandersetzten. Wiederum erst durch Geschichtsaufarbeitung von unten, durch

² Vgl. beispielsweise Niederschrift über die Sitzung des Rates der Stadt Rotenburg (Wümme) am 28. September 1989 in der Gastwirtschaft Zum Eichenhof in Waffensen (Typoskript, Privatbesitz); „Das Mahnmal entsteht jetzt wie geplant“, *Rotenburger Kreiszeitung* vom 29. September 1989; „Mahnmal gestern enthüllt“, *Rotenburger Kreiszeitung* vom 10. November 1989; „Zur dauernden täglichen Mahnung“, *Rotenburger Rundschau* vom 11. November 1989.

³ Wichmann, Manfred: Die Jüdische Gemeinde in Rotenburg, in: Wichmann, Manfred (Hg.): Jüdisches Leben in Rotenburg. Begleitbuch zur Ausstellung in der Cohn-Scheune, Heidenau 2010, S. 21-36; Bohmbach, Jürgen: Die Juden im alten Regierungsbezirk Stade, in: *Stader Jahrbuch* 67 (1977), S. 31-75.

⁴ Dörfler, Wolfgang: Die Cohn-Scheune in Rotenburg. Eine bau- und sanierungsgeschichtliche Beschreibung, in: Wichmann, Manfred (Hg.): Jüdisches Leben in Rotenburg. Begleitbuch zur Ausstellung in der Cohn-Scheune, Heidenau 2010, S. 37-47.

⁵ Vgl. bspw. den Bericht über den Aprilboykott 1933 im *Rotenburger Anzeiger* vom 3. April 1933; die Amtsgerichtsmeldung über das Konkursverfahren im *Rotenburger Anzeiger* vom 3. Oktober 1934; Brief von Hermann Cohn an seine Tochter Hildegard, Rotenburg, 21. Mai 1939, Privatbesitz Hildegard Jacobsohn geb. Cohn. Zusammenfassend vgl. „Über eine Verfolgung ist hier nichts bekannt...“. Juden in Rotenburg/Wümme von 1933 bis 1945, hg. vom VVN/BdA Rotenburg-Verden, o.J. [2004/2005]; Wichmann, Manfred: Geschichte der Familie Cohn, in: Wichmann, Manfred (Hg.): Jüdisches Leben in Rotenburg. Begleitbuch zur Ausstellung in der Cohn-Scheune, Heidenau 2010, S. 61-76, hier S. 69-74.

⁶ Gertrud Cohn wurde am 1. März 1943 mit dem 31. Osttransport von Berlin, Hermann Cohn am 3. März 1943 mit dem 33. Osttransport nach Auschwitz deportiert und ermordet; vgl. die Entschädigungsakte zu Gertrud Cohn, Landesarchiv Berlin, A Rep. 092, Nr. 6108.

⁷ Interview mit Hildegard Jacobsohn, 29. Juli 2010.

⁸ „Schicksal der Familie Cohn wird ignoriert“, *Rotenburger Rundschau* vom 11. Mai 1988.

das Engagement sowohl von Mitarbeitern wie von Bewohnern und die Recherchen von Auszubildenden und Studenten, kamen die weit über 500 Todesopfer der NS-Rassenpolitik in das öffentliche Bewusstsein, darunter auch drei im Jahr 1940 ermordete jüdische Bewohner. Auch die Maßnahmen der Zwangssterilisation und die Folgen für die Betroffenen erfuhren nun eine nachträgliche Aufklärung.⁹ Mit einem eigenen Mahnmal auf dem Anstaltsgelände verlieh die kirchliche Einrichtung der Erinnerung an die lange verdrängte eigene Geschichte dann 1987 schließlich einen sichtbaren Ausdruck.

Die aus diesen verschiedenen Entwicklungen und Diskursen bis 1989 in Rotenburg resultierende Gedenkkultur in Form von Mahnmalen, -veranstaltungen und Beiträgen zur Lokalgeschichte war aber kein Ausdruck eines Konsenses, wie fortan an die NS-Zeit erinnert und ihrer Opfer gedacht werden sollte. Dies zeigte sich beispielhaft im Jahr 2001, als die Debatte über das Schicksal der Familie Cohn erneut aufflammte, verursacht durch den örtlichen Heimatverein. In dessen renommierter Schriftenreihe war im Zuge eines *oral history*-Beitrags wiederum die Behauptung zu lesen, die Cohns seien nicht deportiert worden, sondern ausgewandert.¹⁰ Als die Veröffentlichung eines Beitrages zur Geschichte der Juden in Rotenburg zur nachträglichen Richtigstellung vom Heimatverein abgelehnt wurde, entwickelte sich daraus eine über ein Jahr währende öffentliche Diskussion um die Frage der Einordnung der eigenen lokalen Zeitgeschichte.¹¹ Spätestens mit einem Beitrag der Süddeutschen Zeitung fand sie schließlich auch überregionale Beachtung.¹² Die in Greifswald lebende Hildegard Jacobsohn geb. Cohn, 1919 in Rotenburg geboren wie aufgewachsen und bereits seit der Mahnmalsdiskussion wieder in freundschaftlichem Kontakt mit Stadtvertretern und Bürgerinitiativen, empörte sich in einem Leserbrief über die von ihr so empfundene fortgesetzte Entwürdigung ihrer ermordeten Eltern.¹³

Die Argumente der Gegner und Befürworter eines öffentlichen und sichtbaren Gedenkens der NS-Opfer wiederholten sich dann bei Auseinandersetzungen um die seit 2004 in der Kreisstadt verlegten Stolpersteine. Wie schon beim Mahnmalstreit ging es auch hier vor allem um den konkreten Ort bzw. seine öffentliche Sichtbarkeit und um die Frage der Inschrift, wobei sich beide Seiten gegenseitig eine undifferenzierte geschichtspolitische Deutung unterstellten. So zeigte sich auch in der Kleinstadt Rotenburg die „Zeitgeschichte als Streitgeschichte“¹⁴.

⁹ Zuflucht unter dem Schatten deiner Flügel? Die Rotenburger Anstalten der Inneren Mission in den Jahren 1933-1945, Rotenburg 1992.

¹⁰ Die Jahre 1945-1950 im Altkreis Rotenburg. Ergebnisse einer Gesprächsrunde mit älteren Mitbürgern, in: Rotenburger Schriften, hg. vom Heimatbund Rotenburg (Wümme), Nr. 87 (Jg. 2000), S. 132-142, hier S. 141f.

¹¹ Vgl. die Artikel und Beiträge in der *Rotenburger Kreiszeitung* und der *Rotenburger Rundschau* zwischen Februar 2001 und März 2002.

¹² Vgl. „Der Zorn der Gerechten“, *Süddeutsche Zeitung* vom 19. Februar 2002; „Die Kanada-Lüge“, *Jungle World* vom 19. Dezember 2001; „Niedersachsen: Heimatverein verhöhnt Auschwitz-Opfer“, *Neues Deutschland* vom 21. Januar 2002;.

¹³ Offener Brief von Hildegard Jacobsohn, Januar 2002; „Heimatbund in Rotenburg windet sich aus der Bredouille“, *Weser-Kurier* vom 23. Januar 2002.

¹⁴ So der aussagekräftige Titel des informativen Tagungsbandes vom Zentrum für Zeithistorische Forschung Potsdam: Sabrow, Martin/ Jessen, Ralph/Große Kracht, Klaus (Hgg.): *Zeitgeschichte als Streitgeschichte. Große Kontroversen seit 1945*, München 2003.

Erst in diesem Kontext einer kontroversen Erinnerungskultur sind die langwierige Entstehungsgeschichte und die Widerstände gegen die Errichtung der heutigen Kulturwerkstatt Cohn-Scheune verständlich. Interessanterweise war das Bemühen um die Vergangenheitsaufklärung vor Ort nur eines von zwei Hauptmotiven, die schließlich 2010 zur Einrichtung dieses speziellen Regionalmuseums führten. Die Rettung verdankte das Gebäude nämlich einer Bürgerinitiative, die sich der Bewahrung stadtgeschichtlich relevanter Altbauten verpflichtet sieht. Nach der Entdeckung des verfallenen und unbewohnten Gebäudes in einem Hinterhof der Fußgängerzone ermittelte diese Interessengemeinschaft, dass es sich in doppelter Hinsicht um das letzte seiner Art handelt und in besonderer Weise mit der Geschichte der Stadt verbunden war: Es stellte zum Einen als einzig erhaltene Stadt-Scheune ein besonderes regionaltypisches Wirtschaftsgebäude dar, dessen Typus noch bis in das 20. Jahrhundert stark verbreitet war. Zum Anderen ist es heute das letzte originale Gebäude einer jüdischen Familie in Rotenburg. Als ehemalige Nähstube und Lagerhaus der Familie Cohn war es über 70 Jahre hinweg in ihrem Besitz und ist mit seinen Umbauten entscheidend von drei Generationen geprägt worden.¹⁵

Auf diese Art trafen sich zwei Interessen und verbanden sich zu einem in diesem Ausmaße wohl einzigartigen Projekt: Architektur- und agrarhistorisch interessierte Fachleute und ein Kulturbürgertum vereinten sich im „Förderverein Cohn-Scheune“, um mit rein privaten Arbeiten und Geldern sowohl das Gebäude zu erhalten als auch die Erinnerung an die jüdische Regionalgeschichte zu bewahren. Zunächst wurde das historische Gebäude seit 1999 dank der Unterstützung durch die lokale *Interessengemeinschaft Bauernhaus e.V. (IGB)* vor weiterem Verfall gesichert. 2004 stellte sich aber heraus, dass die geplante Sanierung vor Ort nicht zu realisieren war und dass mit dem Verkauf des Grundstücks auch der Abriss der Cohn-Scheune bevorstand. Daraufhin bot eine engagierte Gruppe Rotenburger Bürger – aus dem dann der *Förderverein Cohn-Scheune* hervorging – dem neuen Eigentümer an, den fachgerechten Abbau der Scheune gegen Überlassung der historischen Baumaterialien vorzunehmen. Diese wurden wettergeschützt eingelagert, während die Suche nach einem neuen Standort für einen kompletten Wiederaufbau der Cohn-Scheune begann. Mit dem Abriss des Wohnhauses der Familie Cohn verschwand aber zunächst der letzte authentische Ort einer fast 200-jährigen Geschichte jüdischen Lebens in der Innenstadt von Rotenburg.¹⁶

Rat und Verwaltung der Stadt unterstützten den Förderverein und stellten einen Bauplatz im Stadtzentrum zur Verfügung. In der Vereinssatzung wurde die Aufgabe und Nutzung der wieder zu errichtenden Cohn-Scheune festgelegt: „a) als eine der letzten städtischen Scheunen dieser Art und damit als stadthistorisch bedeutendes Gebäude Rotenburgs, b) mit der Einrichtung eines Treffpunktes der Religionen und

¹⁵ Haase, Brigitte: Ein Stück Bau- und Lebensgeschichte. Die Cohn-Scheune der jüdischen Familie Cohn in Rotenburg (Wümme), in: Heimat und Kultur zwischen Elbe und Weser. Zeitschrift des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, Jg. 28 (2004), Nr. 1 (Januar), S. 8-9.

¹⁶ Vgl. Bensch, Heinz/Lemme, Bodo: Die Cohn-Scheune – von der Scheune zur Kulturwerkstatt, in: Wichmann, Manfred (Hg.): Jüdisches Leben, 2010, S. 11-20.

Kulturen der Stadt, c) und mit einem Dokumentationsraum zur jüdischen Geschichte insbesondere in Rotenburg“.¹⁷

Kaum war der neue Standort bekannt geworden, meldete sich unter dem Namen „Cohn-Scheune am falschen Platz“ eine Gruppe von Bürgern, die den Wiederaufbau als „die Stadtentwicklung an dieser Stelle behindernd und das moderne Stadtbild beeinträchtigend“ ablehnte. Nach erneuten öffentlichen Diskussionen und diversen Leserbriefen wurde der bestehende Vertrag dann ein zweites Mal von allen politischen Gremien der Kreisstadt bestätigt. Da es sonst keine finanzielle Unterstützung von der öffentlichen Hand gab, mussten sämtliche Gelder für den originalgetreuen Wiederaufbau, die Erstellung einer modernen Ausstellung und die Einrichtung als Veranstaltungsort allein durch Spenden eingesammelt werden. Die beschriebene Diskussion stellte sich hier als positiver Katalysator heraus, denn namhafte Unterstützer engagierten sich nun für das Projekt und dem Förderverein gelang es in der Folgezeit, sowohl zahlreiche Einzelspender als auch größere Organisationen und überregionale Stiftungen zu akquirieren.¹⁸

So konnte Anfang 2009 der Bauantrag zum Wiederaufbau der Cohn-Scheune gestellt werden und im November 2009 erfolgte die Grundsteinlegung. Der Bau machte schnell Fortschritte und nur einige Wochen nach Baubeginn feierte man Mitte Dezember das Richtfest. Mit der feierlichen Einweihung und der darauf folgenden Etablierung als einer Mischung aus Erinnerungsstätte, Kulturveranstaltungs- und Regionalmuseum wird die Cohn-Scheune bereits jetzt als Attraktion und Gewinn für die Kreisstadt empfunden. Die „Kulturwerkstatt Cohn-Scheune“ wird weiterhin allein durch Spenden und Eintritt finanziert und komplett ehrenamtlich vom Förderverein betrieben. Neben zwei regulären Öffnungstagen und Führungen auf Anfrage finden auch Kultur-, Benefiz- und Gedenkveranstaltungen dort statt, so etwa Lesungen, Zeitzeugengespräche, Nähworkshops, Vorträge und Musikkonzerte.

Die Dauerausstellung stellt „Jüdisches Leben in Rotenburg“ bewusst als einen unseparierbaren Teil der eigenen Lokalgeschichte dar.¹⁹ Zentrale Erzählstränge sind die historische Entwicklung der Jüdischen Gemeinde Rotenburgs sowie die durchgängige Familien- und Unternehmensgeschichte der Cohns seit der ersten Ansiedlung von Schutzjuden im 18. Jahrhundert. Auch die Geschichte der jüdischen Bevölkerung in den umliegenden Orten und im regionalen Umland wird dabei dokumentiert. Viele Fundstücke aus kommunalen und staatlichen Archiven werden hier erstmals öffentlich gezeigt; hinzu kommen zahlreiche Dokumente und Fotografien aus dem Privatbesitz der Familie Cohn, welche einen eindrucksvollen Überblick über sieben Generationen einer jüdischen Familie in Rotenburg geben. Sogar Objekte aus dem ehemaligen Geschäft konnten noch ermittelt und nun vor Ort

¹⁷ Vereinssatzung *Förderverein Cohn-Scheune e.V.* vom 20.03.2006 (Amtsgericht Rotenburg: VR 170483), § 2.

¹⁸ Schwekendiek, Michael: Zum Geleit, in: Manfred Wichmann (Hg.): *Jüdisches Leben*, 2010, S. 5-6.

¹⁹ In Anlehnung an Hans-Ulrich Thamer wird das Medium Dauerausstellung als „Form der Erinnerung, des Erkenntnisgewinns und der Identitätsbildung“ auch im lokalen Rahmen begriffen. Vgl. Thamer, Hans-Ulrich: Sonderfall Zeitgeschichte? Die Geschichte des 20. Jahrhunderts in historischen Ausstellungen und Museen, in: *Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History*, Online-Ausgabe, 4 (2007), H. 1+2, online unter: <http://www.zeithistorische-forschungen.de/16126041-Thamer-2-2007>, Abschnitt 1 [18.03.2013].

präsentiert werden.²⁰ Die eigens für die Ausstellung gestalteten Multimediastationen erlauben schließlich drei thematische Zugänge zur jüdischen Geschichte in der Region, über die Kategorien „Orte“, „Zeiten“ und „Menschen“.²¹

Während auf diese Weise die Geschichte der jüdischen Einwohner in der Stadtgeschichte kontextualisiert wird, finden die Besucher im Obergeschoss zwei weitere Bezugsebenen, in denen die Cohn-Scheune zu verorten ist. Zum Einen werden dort mit einem kulturhistorischen Ansatz und anhand entsprechender Exponate und Videos verschiedene Einblicke in die jüdische Religion und Tradition vorgestellt sowie die Bedeutung jüdischer Festtage und Riten an so genannten „Hands on“-Objekten²² erläutert. Zum Anderen gibt es einen spezielle Medienplatz mit umfangreichem Recherchematerial, welches zur selbständigen Vertiefung bestimmter Themen durch die Benutzer bereitsteht: Hier werden nicht nur die verschiedenen zeithistorischen Erinnerungsorte in Rotenburg und ihre Entstehungsgeschichte dokumentiert; sondern anhand von zahlreichen Artikeln, Berichten, Interviews und Zeitungssammlungen wird die Dynamik und Entwicklung einer eigenständigen Gedenkkultur in der Stadt damit selbst zum Thema.

Der Umgang mit den Profanbauten jüdischen Lebens in Deutschland hat sich in den letzten beiden Jahrzehnten stark gewandelt und ist dabei, neben dem Erhalt von Gemeindegebäuden einen eigenen Bereich der Gedenkkultur zu bilden. Allerdings sind Anzahl sowie Bekanntheitsgrad – und hier sei explizit neben der erinnerungspolitischen auch die touristische Bedeutung einbezogen – im Vergleich zur Erhaltung und Nutzung von ehemaligen Synagogen und Gemeindehäusern deutlich geringer. Auch gibt es sicher kaum mehr als ein halbes Dutzend solcher jüdischer Profanbauten im ländlichen Bereich, deren Erhaltung, Erforschung und Neunutzung gelungen ist.

Im deutschlandweiten Vergleich werden dabei sowohl die Gemeinsamkeiten als auch die Unterschiede deutlich. So datieren alle diese Projekte aus den letzten zwanzig Jahren. Sie folgten damit zeitlich der Welle von Erhaltung bzw. Kennzeichnung ehemaliger Synagogenbauten. In diesem Zusammenhang ist festzustellen, dass die Wiederentdeckung und Neunutzung von säkularen Gebäuden häufig im

²⁰ Die Präsentation der Objekte in der Dauerausstellung hatte wiederum zur Folge, dass aus der Rotenburger Bevölkerung in der Folgezeit originale Gegenstände an die Cohn-Scheune kamen, etwa Kleiderbügel aus den 1920er Jahren von der Textilhandlung Hermann Cohns. So bilden die Objekte in der Cohn-Scheune nicht nur den Ausgangspunkt einer historischen Kontextualisierung, sondern einer Neubewertung von Alltagsgegenständen im privaten Kontext der Besucher.

²¹ Dabei werden teilweise auch Dokumente und Fotografien, die in der Ausstellung zu sehen sind, in einem anderen Kontext thematisiert, um die Multiperspektivität von Objekten in einer historischen Ausstellung selbst im lokalen Zusammenhang zu verdeutlichen. So kann ein Portrait-Bild der Eltern von Hermann Cohn, welches in der Ausstellung die Familiengeschichte dokumentiert, in der Multimediastation sowohl die Bedingungen und Bedeutung der Porträtfotografie um 1900 als auch das Selbstverständnis der bürgerlichen Schichten verdeutlichen. Diese verschiedenen Interpretations- und Bedeutungsebenen gerade bei Fotografien sollen dem Besucher gezielt nahe gebracht werden, um den rein dokumentarischen Effekt von Bildern zu verhindern. Vgl. dazu auch Flacke, Monika: Geschichtsausstellungen. Zum ‚Elend der Illustration‘, in: Bild-Geschichte. Festschrift für Horst Bredekamp, hg. von Philine Helas, Berlin, 2007, S. 481-490.

²² „Hands on“-Objekte sind Exponate, bei denen das Anfassen und Benutzen durch die Besucher gewünscht und gefördert wird. Mit diesem ursprünglich aus den anglo-amerikanischen Wissenschafts- und Lernausstellungen (Science Center) stammenden Ansatz soll ein erlebnisinitiiertes und mehrdimensionales Lernen ermöglicht werden. Bei dem Exponat kann es sich dabei um eine Replik oder ein Original handeln, welches aber keine museale Spezifik hat und daher als ersetzbar gilt.

Bereich von ganzen Ensembles vonstatten ging, so etwa beim Kulturmuseum Veitshöchheim in Franken oder beim Kulturhaus im rheinländischen Rödingen. Bei vielen der Häuser spielte es auch eine Rolle, dass jüdische Familien bis in die NS-Zeit hinein dort lebten. Damit gewinnen diese Bauten auch ein Charakteristikum als Mahnmal, das an die zerstörten Lebenswelten ab 1933 vor Ort erinnert.²³ Als verbindendes Element ist ebenfalls die Neunutzung zu nennen. Wie in der Cohn-Scheune sind in den jüdischen Wohnhäusern heute kleine Dauerausstellungen zu sehen. Ihnen ist gemeinsam, dass sie 1.) bewusst die untrennbare Verknüpfung mit der Lokalgeschichte darstellen und eben die Geschichte der Juden in der Region nicht als Separatgeschichte auffassen,²⁴ 2.) stark auf einen biographischen Zugang zur Geschichtsvermittlung setzen und 3.) dies mit einer allgemeinen Einführung in jüdische Kultur und Religion verbinden. Und schließlich ist eine sehr auffällige Gemeinsamkeit zu nennen, die am Anfang all dieser Projekte stand: Es handelte sich fast durchgehend um Gebäude, die seit Jahrzehnten nicht mehr bewohnt und damit baufällig waren. Hier erwies sich wie so oft Armut als bester Denkmalpfleger, als Voraussetzung für die spätere behutsame Sicherung und Restaurierung. Wie beim ebenfalls translozierten Uhlmann-Haus aus Ovenhausen²⁵ war dies auch in Rotenburg die Grundlage für regionalkundliche bauhistorische Forschungen.

Als Besonderheit wird jedoch deutlich, dass mit der Cohn-Scheune erstmals ein reines Wirtschaftsgebäude gerettet werden konnte. Und während bei den vergleichbaren Projekten die Trägerschaft bei großen Landschaftsverbänden, den Gemeinden oder etablierten Heimatvereinen liegt, so ist für den laufenden Betrieb und damit auch diesen Teil der Erinnerungskultur in Rotenburg nach wie vor allein der um dieses Projekt gebildete Förderverein verantwortlich. Inwiefern bürgerliches Engagement hier dauerhaft neben oder an die Stelle staatlicher und kommunaler Erinnerungsarbeit tritt, bleibt für die Zukunft abzuwarten.

***Zitiervorschlag** Manfred Wichmann: Zur Gedenkkultur und Erhaltung historischer Gebäude in Kleinstädten am Beispiel der Cohn-Scheune in Rotenburg, in: MEDAON – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 7. Jg., 2013, Nr. 12, S. 1-7, online unter http://medaon.de/pdf/MEDAON_12_Wichmann.pdf [dd.mm.yyyy].*

***Zum Autor** Zeithistoriker und Politologe, langjähriger Archivar am Jüdischen Museum Berlin, Ausstellungen u. a. zur jüdischen Sportbewegung in Deutschland, seit November 2012 Kurator für Sammlungen und Archiv bei der Stiftung Berliner Mauer. Forschungsschwerpunkte: Ideen- und Organisationsgeschichte der Konservativen Revolution in Deutschland, Beziehungen zwischen der deutschen Rechten und dem italienischen Faschismus, Jüdische Alltags- und Sportgeschichte, Erster Weltkrieg, Mediale Geschichtsdidaktik und Archivpädagogik. Aktuelles Online-Projekt: „1933. Der Anfang vom Ende des deutschen Judentums“.*

²³ Dies gilt neben dem Kulturhaus Rödingen auch für das Humberghaus in Dingden und das Uhlmann-Haus aus Ovenhausen, heute im Freilichtmuseum Detmold.

²⁴ Beispielhaft die Ausstellung in Dingden, die als „Geschichte einer deutschen Familie“ definiert wird.

²⁵ Vgl. Stiewe, Heinrich: Jüdische Wohn- und Alltagskultur im Freilichtmuseum. Zur Translozierung des Hauses Steilberg/Uhlmann aus Ovenhausen (Kr. Höxter) ins Westfälische Freilichtmuseum Detmold, in: Steinecke, Hartmut/Tiggesbäumken, Günter (Hg.): Jüdische Literatur in Westfalen. Vergangenheit und Gegenwart, Bielefeld 2002, S. 185-194.